

Anlagethema

Die unsichtbare Pandemie

Unter uns

Ständig erreichbar, aber nicht da

In der Politik wird mit «muddling through» oder auf Deutsch «sich durchwursteln» etwas unruhlich das Vorgehen ohne klaren Plan, bei dem die Probleme von Fall zu Fall und spontan angegangen werden, bezeichnet. Zentral dabei ist das Fehlen eines langfristigen Plans oder einer überlagerten, konzeptionellen Strategie.

Beim Betrachten der derzeitigen politischen Entwicklungen in vielen Ländern fällt einem leider nichts anderes ein als eben dieser Ausdruck. Es gibt kaum ein Beispiel einer westlichen Regierung, die es schafft, grosse und wichtige Projekte systematisch anzugehen; von der sorgfältigen Planung über die politische Auseinandersetzung bis zur erfolgreichen Umsetzung. Sei es der Brexit von Grossbritannien, der zum Ausgangspunkt von «Global Britannia» und einer entfesselten Wirtschaft hätte werden sollen. Oder sei es die Konsolidierung der Staatsfinanzen in Frankreich, die mit einer wichtigen Rentenreform hätte starten sollen, die aber inzwischen wieder rückgängig gemacht wird. Oder sei es der gross angekündigte Reformimpuls der neuen deutschen Regierung, der wegen der Uneinigkeit der Koalitionspartner verpufft.

Diese betrüblichen Beispiele kann man auf knappe oder fehlende politische Mehrheiten zurückführen. Und dieser Umstand hat letztlich mit der gesellschaftlichen Polarisierung zu tun, die seit der Jahrtausendwende überall zunimmt.

Daraus könnte man eigentlich schliessen, dass in diesem Fall eine «Konkordanzregierung», wie sie die Schweiz seit vielen Jahrzehnten praktiziert, geradezu prädestiniert wäre, die Herausforderungen der Zeit anzugehen. Eine Regierung, in der alle grossen Parteien an einem Tisch sitzen und tragfähige Kompromisse schmieden!

Doch leider herrscht auch hier grosse Fehlanzeige. Eine längst überfällige Reform der Altersvorsorge wird auf den Sankt-Nimmerleins-Tag vertagt, weil man der Bevölkerung keine Erhöhung des Rentenalters zumuten mag. Selbst eine kleine Armeeausrüstung kommt praktisch nicht zu-

«Für nachhaltige Lösungen braucht es mehr Leidensdruck.»



Oliver Ehinger

stande, weil man sich über die Finanzierung nicht einigen kann. Und man hält an einer sogenannten Energiestrategie fest, von der man weiss, dass sie nicht aufgehen kann, da die Winterlücke einfach ausgeblendet wird.

In einer Zeit, in der sich Bundesräte mehr um ihr Image und ihre Umfragewerte in der Bevölkerung kümmern als Probleme zu lösen, in der sich die Polparteien auf Biegen und Brechen lieber profilieren als nachhaltige Lösungen zimmern wollen und in der sich die Parteien dazwischen primär um den zweiten Bundesratssitz balgen, in einer solchen Zeit kann man offenbar auch in der Schweiz nicht mehr erwarten als «muddling through».

Es bleibt einem nur die ernüchternde Schlussfolgerung, dass der Leidensdruck für echte Lösungen offenbar nicht gross genug ist.

Oliver Ehinger, Partner



Marktübersicht 2026

Obligationen	Whg	Entwicklung 2026	Entwicklung 2026 in CHF (per 31.08.2026)
CHF (AAA-BBB, 1–10 Jahre)	CHF	–0.1%	 –0.1%
EUR (Unternehmen, 3–5 Jahre)	EUR	0.2%	 1.2%
USD (Unternehmen, 3–5 Jahre)	USD	0.6%	 2.6%
GBP (Unternehmen, 3–5 Jahre)	GBP	1.1%	 3.7%

Aktien			
Schweiz (SMI)	CHF	7.7%	 7.7%
Deutschland (DAX)	EUR	7.2%	 8.2%
Europa (EuroStoxx 50)	EUR	10.9%	 11.8%
UK (FTSE 100)	GBP	9.0%	 11.6%
USA (S&P 500)	USD	12.3%	 14.4%
USA (Nasdaq)	USD	13.5%	 15.5%
Japan (Nikkei 225)	JPY	31.5%	 31.6%
Weltindex (MSCI World)	USD	12.1%	 14.2%
Emerging Markets (MSCI EM)	USD	22.4%	 24.5%

Rohstoffe/Alternative Anlagen			
Öl (Barrel)	USD	51.9%	 54.0%
Gold (Unze)	USD	2.5%	 4.6%
Silber (Unze)	USD	–7.4%	 –5.3%
Platin (Unze)	USD	–12.6%	 –10.5%
Hedge Funds (Bloomberg HF Index)	USD	4.3%	 6.4%
Immobilienaktien Schweiz	CHF	–1.1%	 –1.1%

Währungen	Kurs		
USD/CHF	0.81	 2.1%	
EUR/CHF	0.94	 0.9%	
GPB/CHF	1.10	 2.6%	
AUD/CHF	0.58	 8.8%	
NOK/CHF	8.65	 9.2%	
JPY/CHF	0.51	 0.1%	

Daten: Bloomberg

Die unsichtbare Pandemie

Als Alexander Flemming 1928 Penicillin, ein Antibiotikum gegen zahlreiche bakterielle Infektionen, entdeckte, galt dies als grosse Errungenschaft der Medizin. Schliesslich waren vor der Markteinführung 1941 bakterielle Infektionen die häufigste Todesursache. Lungenentzündungen, Blutvergiftungen oder Wundinfektionen endeten oft tödlich, auch wenn beim Patienten keine lebensbedrohliche Verletzung vorhanden war.

In der Zwischenzeit wurde Penicillin derart oft und teilweise auch unsachgemäss angewandt, dass sich einige Bakterien, z.B. die Stämme von *Staphylococcus aureus*, weiterentwickelten und eine Resistenz dagegen bildeten, weshalb das Medikament bei zahlreichen Patienten keine oder nur noch eine ungenügende Wirkung zeigt.

Allein 2019 starben gemäss einer Studie des Fachjournals «The Lancet» rund 1,27 Millionen Menschen an Infektionen mit antibiotikaresistenten Bakterien. Die Anzahl der Todesfälle steigt dabei auf knapp 5 Millionen an, wenn man diejenigen Fälle berücksichtigt, in denen Resistenzen den Krankheitsverlauf wesentlich verschlimmern. Es stellt sich dabei unweigerlich die Frage, weshalb nicht vermehrt in die Forschung von neuen Antibiotika investiert wird. Diese Frage drängt sich umso mehr auf, als dass die erwähnten

1,27 Millionen Todesfälle die Anzahl der jährlichen Todesfälle von Brustkrebs (ca. 670'000 p.a.) oder Gebärmutterhalskrebs (ca. 350'000 p.a.), wo umfangreich geforscht wird, deutlich übersteigt. Die Antwort liegt weniger in der medizinischen als vielmehr in der ökonomischen Realität. Während Brustkrebsmedikamente wie Kisqali von Novartis oder Verzenio von Eli Lilly mit Listenpreisen von monatlich ca. 17'000 USD veranschlagt werden, kostet das Antibiotika Zevtera des Biotechunternehmens Basilea ca. 5000 USD für einen Behandlungszyklus von sieben Tagen, danach ist der Patient geheilt, im Gegensatz zur Behandlung von Krebs mit zahlreichen Krebsmedikamenten.

Antibiotika gelten entsprechend als wenig attraktiv und führten bereits im Jahr 2000 dazu, dass Roche ihre damaligen Aktivitäten in diesem Bereich in ein Spin-off namens Basilea ausgliederte, das vier Jahre später den Gang an die Börse wagte. Das Forschungsgebiet galt damals als ausgereizt und die Bedrohung wurde unterschätzt. Mittlerweile bezeichnet die Weltgesundheitsorganisation (WHO) antimikrobielle Resistenzen als eine der zehn grössten globalen Bedrohungen für die öffentliche Gesundheit und warnt vor einer grundlegenden Gefährdung der Errungenschaften der modernen Medizin. In den USA ist man ebenfalls auf das Risiko

«Wenn der Lebensretter nicht mehr rettet.»



Sven Mathis

aufmerksam geworden und hat mit BARDA (Biomedical Advanced Research and Development Authority) eine Behörde geschaffen, die Forschung und Entwicklung in diesem Bereich finanziert und sich regelmässig sowie substanziell an den Entwicklungskosten von Basilea beteiligt.

Einem weiteren ungedeckten medizinischen Bedarf im Bereich Infektionsmedizin widmet sich Basilea auf dem Gebiet der Pilzinfektionen (Antimykotika). So gehören invasive Pilzinfektionen zu den gefährlichsten Infektionskrankheiten und weisen Sterblichkeitsraten zwischen 30% und 50% auf. Sie betreffen insbesondere Patienten mit geschwächtem Immunsystem, beispielsweise bei Blutkrebs oder nach Transplantationen. Zudem ist die Diagnose invasiver Pilzinfektionen häufig schwierig, da sich die Symptome kaum von anderen schweren Infektionen unterscheiden lassen. Die Folge ist, dass Therapien oft zu spät begonnen werden.

Ehinger & Cie. wird im November die Möglichkeit haben, zusammen mit einer beschränkten Anzahl Gästen, das Management von Basilea zu treffen und aus erster Hand Informationen zu erhalten zur grundsätzlich interessanten Gesellschaft, welche wir seit Längerem verfolgen. Es würde uns freuen, auch Sie zu begrüßen.



Quelle: Basilea

Bitte beachten Sie den Disclaimer unter:
www.ehico.ch/disclaimer

Ständig erreichbar, aber nicht da

Eigentlich wollte ich für diese Ausgabe über etwas ganz anderes schreiben: den erfolgreich absolvierten Sauerteigkurs zum Beispiel – und den Hochgenuss von selbst gebackenem Brot.

Doch dann lag ich diesen Sommer in den Ferien am Pool, das Buch aufgeschlagen, bereit zu lesen – und merkte nach einer Viertelstunde, dass ich keine einzige Seite gelesen, dafür aber viermal das Handy in die Hand genommen hatte. Um nichts Bestimmtes zu tun, wohlgemerkt. Kein Ping, keine Nachricht. Einfach der Reflex. Das hat mich dann doch etwas nachdenklich gemacht.

Denn ich bin damit offenbar nicht allein. Bei den anderen Leuten am Pool konnte ich dasselbe beobachten: der ständige Griff nach dem Handy. Und schauen Sie sich einmal bewusst um: an der Tramhaltestelle, im Café, im Zug, im Flugzeug – überall dasselbe Bild. Alle haben den Blick auf ihr Smartphone geheftet. Die Umgebung? Spielt nur noch eine Nebenrolle.

Viele tragen zusätzlich Kopfhörer – die kleinen weißen Stöpsel oder die grossen, die einem das halbe Gesicht verdecken. Man kapselt sich damit vollständig von der Aussenwelt ab. Ob das Ziel dahinter ist, ja keinen Kontakt mehr zuzulassen? Das Signal jedenfalls ist unmissverständlich: Bitte nicht stören. Auf dem Bildschirm läuft dabei längst nicht mehr nur WhatsApp. Filme werden angeschaut – mitten im Tram, an der Kasse, im Wartezimmer beim Zahnarzt. Und natürlich werden Podcasts gehört, die neue Wunderwaffe gegen jede Sekunde Stille. Zu buchstäblich jedem Thema gibt es mittlerweile ein Dutzend Formate.

Neben dieser Dauerbeschäftigung mit dem Bildschirm herrscht heute zudem eine stille Erwartung: jederzeit erreichbar zu sein. Schreibt man eine Nachricht, wird man nach fünf Minuten ungeduldig. Man sieht die zwei blauen Häkchen – und fragt sich: Warum schreibt der jetzt nicht zurück?

Kurz: Wir kapseln uns akustisch komplett von unserer Umgebung ab – und erwarten gleichzeitig, dass alle anderen für

uns jederzeit verfügbar sind. Eine interessante Kombination.

Und noch eine Beobachtung – dieses Mal zu einer anderen Funktion, die das Handy übernommen hat: Am meisten fasziniert viele heute offenbar das eigene Leben. Zumindest die sorgfältig kuratierte Storyversion davon. Gefühlt jeder Zweite dokumentiert seinen kompletten Tag: jeden Teller, jeden Liegestuhlausblick, den selbst gebastelten Osterhasen. Aber Hand aufs Herz: Was interessiert mich an den Füßen des Nachbarn vor türkisblauem Meer oder an der dekorativen Vorspeise im griechischen Strandrestaurant? Ehrlich gesagt: nichts.

Und trotzdem scheint jeder davon auszugehen, dass sein Frühstücksteller die Welt genauso fasziniert wie ihn selbst. Manche sind regelrecht eingeschnappt, wenn man ihre Story nicht anschaut – und blühen auf, je mehr stille Zuschauer auf die banalen Bildchen klicken. An jedem von TikTok hochgejubelten Ort gehört das Selfie ohnehin zur Pflichtübung: «Ich war auch da.»

Für die Handysucht selbst gibt es längst einen Fachbegriff: Nomophobia – die Angst, ohne Handy zu sein. Wir aktivieren unser Smartphone im Schnitt fast 90-mal am Tag, die durchschnittliche Bildschirmzeit liegt bei über drei Stunden. Meine eigene erwähne ich hier lieber nicht – sagen wir so: Sie eignet sich nicht als Vorbild.

Das Leben mit dem Smartphone als verlängertem Arm ist mittlerweile wohl einfach normal geworden. Was mich aber immer noch irritiert, sind Situationen, in denen das Gerät meines Erachtens nichts verloren hat: beim gemeinsamen Essen, in Sitzungen oder gar im Kundengespräch. Kurz aufs Display schauen, schnell eine Nachricht tippen. Was, bitte, kann so wichtig sein, dass es nicht einmal eine Stunde warten kann?

Richtig stinkig bin ich allerdings bei etwas anderem: bei Leuten, die im Zug oder im Café das Telefon auf Lautsprecher stellen, Facetime machen oder die süssen Kinder im Restaurant laut Videos schauen lassen – und so ungefragt die ganze Um-



Tom Afheldt

gebung beschallen. Meine Töchter schämen sich jeweils zu Tode, wenn ich böse hinüberschaue oder – was auch schon vorkam – die Leute relativ entnervt anspreche. Einmal bin ich dabei auch schon knapp einer Faust entgangen. Meine Kinder finden, ich sei einfach altmodisch. Mag sein. Aber wer ohnehin Kopfhörer besitzt, könnte sie ja auch benutzen. Der Umgebung zuliebe – und meiner Laune.

Damit kein falscher Eindruck entsteht: Ich bin, was die Handynutzung angeht, wahrlich kein Heiliger (fragen Sie meine Frau ...). Ich ertappe mich ständig bei genau den beschriebenen Reflexen. Und die guten Vorsätze – wie etwa nur noch jede Stunde Mails checken – halten meist erstaunlich kurz. Vielleicht haben wir schlicht verlernt, einfach nur da zu sein. Ruhig zu bleiben. Ohne sofort zu dokumentieren, zu kommentieren oder zu reagieren. Die eigentliche Übung heute ist nicht mehr, erreichbar zu sein. Sondern bewusst einmal nicht sofort zu antworten. Und nicht alle paar Minuten aufs Display zu schauen. Und – das haben wir am gründlichsten verlernt – einfach auch mal gar nichts zu tun. Sich zu langweilen. Was früher zu jedem Sonntagnachmittag gehörte und heute fast schon als Zeitverschwendung gilt. Vielleicht wäre genau das die neue Disziplin: öfter mal bewusst offline sein. Öfter aus dem Fenster schauen statt aufs Display – und die Stille dabei nicht als Problem begreifen, sondern als Luxus.

Und falls Sie diese Zeilen gerade auf dem Handy lesen: kein Vorwurf. Aber vielleicht ein guter Moment, es jetzt einmal wegzulegen.